

Betreff:

Gutachten für Herrn Marcus E. Hodec

**Institut für Philosophie
Universität Wien**

Univ.-Prof. Dr. em. Georg Stenger

Professor für Philosophie in einer
globalen Welt / Interkulturelle
Philosophie

Universitätsstraße 7 (NIG)
A-1010 Wien

T +43-1-4277-46451

F +43-1-4277-846451

georg.stenger@univie.ac.at

<http://homepage.univie.ac.at/georg.stenger/>
<http://philosophie.univie.ac.at/interkultphil>

Vize-Präsident der Gesellschaft für
interkulturelle Philosophie (GIP) Köln

<http://www.int-gip.de/index.html>

Wien, am 09.10.2023

**Gutachten
zur Promotionsarbeit**

Das Phänomen des Neuen

**Versuch zu einem Metaproblem in der
Philosophie**

von Markus E. HODEC

Anliegen und Ziel der Arbeit

Die vorliegende Dissertationsarbeit von Herrn Hodec (Vf.) stellt, um es gleich vorweg zu sagen, einen gewaltigen Entwurf dar, dem in seinen mitgebrachten Rucksäcken und noch offenen Tableaus, die sich durch die historischen wie systematischen Denklandschaften hindurch ihre Wege bahnen, wodurch wiederum nahezu alles, was sich Philosophie nennt, als „erneut“ befragbar erscheint. In gewisser Weise sieht sich in diesem Vorhaben die Philosophie in ihrer Gänze herausgefordert, auch wenn viele Denkschulen und -traditionen, wie etwa die Analytische Philosophie, aber auch die „Politische“ oder die „Globale“, mithin „Interkulturelle Philosophie“ u.a. kaum behandelt oder gar diskutiert werden. Gleichwohl, gewisse Einschränkungen erscheinen auch nötig, um die hier in Rede stehende Forschungsfrage überhaupt entwickeln und profilieren zu können. So hat Vf. denn auch keineswegs im Auge,

mit dem „Phänomen des Neuen“ alles, was sich „Philosophie“ nennt, abzudecken, er ventiliert im Gegenteil eine methodisch geschulte systematische Grundfrage, wonach sich „das Phänomen des Neuen“ als bislang zumindest systematisch nicht in einer solchen Profilierung berücksichtigt resp. ausgearbeitet erfährt. Insofern lässt sich der Untertitel der Arbeit, „Versuch zu einem Metaproblem in der Philosophie“, weder so verstehen, dass es hier um ein neues Philosophieverständnis im ganzen ginge, noch dass die ganze, altehrwürdige Denktradition der Philosophie in Frage gestellt würde. Und doch scheint anhand der Präposition „in“ (der Philosophie) gleichwohl schon eine oder die Philosophie vorausgesetzt zu sein, an der sodann nicht nur etwas Neues, sondern „das Neue“ als vielleicht implizit, so doch zumeist nicht explizit gemacht, zur Erscheinung kommt. Wenn ich das Vorhaben des Vf.s recht verstehe, geht es ihm um die Anfrage und zugleich den Prozess „des Neuen“, sozusagen um die Konstitutionsbedingungen des Erscheinens selbst, mithin um jenes, was er „das Phänomen des Neuen“ nennt, was nicht schon einer „Neuen Phänomenologie“ (etwa Schmitz'scher Prägung oder anderer Analysesettings) Vorschub leistet. Auf der anderen Seite klingt das „in“ der Philosophie nach einem verborgenen Schatz, den es zu entbergen gelte. Diese meine ersten Vorbemerkungen seien deshalb adressiert, um nicht Gefahr zu laufen, es handele sich hier um ein völlig neues Verständnis von Philosophie, welches die alten und älteren gewissermaßen ablösen. Absicht und Vorhaben der vorliegenden Arbeit benennt Vf. sogleich zu Beginn: „Nichts in diesem Buch ist neu. Alles wurde bereits geschrieben oder gesagt. Doch es fand immer nur beiläufige Erwähnung. Das Neue ist in vielen Klassikern der Philosophie präsent. Es ist dies eine Präsenz des Statthalters, Stellvertreters und Substitutes für das Unsagbare und Un-messbare an ihm selbst, das Neue ist der Kitt für seinen selbstverschuldeten Bruch im Denken. Das Beiläufige in das Zentrum zu rücken ist die Motivation dieser Arbeit. Es handelt sich um den Versuch, konsequent eine Sache, das Neue, in den Fokus zu bringen. Dies erfordert die Bereitschaft selbst mit dem Philosophieren zu beginnen, wenn auch die Untersuchung nah an den angeführten Quellen bleibt.“ (S.1) Man höre die diversen Untertöne mit, die hier mitschwingen, etwa auch die kritischen, wenn ein - ich zitiere - „selbstverschuldeter Bruch im Denken“, die Aufforderung „Beiläufiges in das Zentrum zu rücken“, überhaupt erst „selbst mit dem Philosophieren zu beginnen“, das Neue gegen das Alte oder Ältere in Stellung zu bringen, was - recht besehen - ja alles gar nicht so neu, sondern steter und selbstverständlicher Begleiter der nahezu gesamten philosophischen Denktradition war und ist. Noch jeder veritable Ansatz in der philosophischen Denkgeschichte war davon inspiriert, die jeweiligen Grundbegriffe, Denkformen, Zugangsweisen, Systematiken, Methoden usw. „in neuer Weise“ anzugehen und auf ihre Überzeugungskraft hin zu befragen. Das war in der kritisch intonierten Zugangsweise

von Aristoteles gegenüber Platon nicht anders als zwischen Kant und Leibniz, Hegel und Kant, oder auch zwischen Nietzsche und Schopenhauer resp. Kant, Heidegger und Husserl, Habermas und Adorno, usw. usw. „Neu“ bedeutete hier, dass jeweils das historische mit dem systematischen Denken eine „neue Überzeugungsallianz“ zu versprechen sich anschickte, an dem arbeitend „das Neue“ gewissermaßen notwendig „auf neue Weise“ aufzunehmen und zu verstehen war.

Und dennoch - bei aller Vorsicht und manchen Neigungsübungen der Kopfhaltung - geht Vf. in medias res, wenn er die „produktive Differenz von νέος und καινός“ (S.31) als die entscheidenden Bausteine seiner ins Auge gefassten „Känologie“ (ebd.) als eine Art neuer „Wesensschau“ und „Phänomenologischer Analysearbeit“ ausweisen möchte.

„Die vorgeschlagene Methode zu einer Phänomenologie des Neuen ist dessen beweglicher Inhalt. Die Methode der vorliegenden Arbeit kann als eine systematisch aufgebrochene Dialektik in phänomenologischer Perspektive benannt werden. Namensgebungen wie Dialektische Phänomenologie oder Phänomenologische Dialektik bieten sich an“ (S.3), was dann eher auf E. Fink verweist, im weiteren auf Hegel, Adorno, und viele andere Strängen mehr, die dem Autor ebenfalls geläufig sind. Überhaupt ist es ein großes Verdienst der vorliegenden Arbeit, dass sie die sog. klassischen Phänomenologien aus ihren angestammten Komfortzonen holt und sie „zeitgenössisch“ und eben auch „in neuer Weise“ mit anderen philosophischen Traditionen und Denkweisen konfrontiert! Näher besehen eignet „dem Neuen“ ein grundsätzlicher „Bewegungsmodus“, der altbekannte Statiken des Denkens auf ihre Genesis hin befragt, was letztlich sowohl in methodischer wie inhaltlich-sachlicher Hinsicht zu Buche schlagen soll, bzw. wird. Diverse Hinweise auf die geschichtlich-systematischen Kampfarenen zwischen Philosophie und Mathematik benennen pars pro toto diese Herausforderung allzu plastisch, zumal Mathematik von den alten Griechen, über Galilei und Descartes, Leibniz bis hin zur Moderne, sowie heutigen Diskursen zur Fragen der Axiomatik und des Formalismus, mathematischem Instrumentalismus, eliminativer resp. nicht-eliminativer Strukturalismus, schließlich Logizismus, bis hin zur Bedeutung mathematischer Begriffsbildung sowie philosophische Theorien der angewandten Mathematik resp. „KI-Lebenswelten“, beständige Herausforderung sowohl für sich selbst als auch v.a. für die philosophische Begriffsbildung darstellt. Auch schon hier scheint „das Neue“ zu vibrieren. Vf. verortet daher mit guten Gründen einen „epistemologischen Grenzstreit“, in dem „die Wissenschaft davon handelt, welche Fragen beantwortbar sind, (so) geht es der Philosophie um die stellbaren Fragen“ (Einl.), worin stets um ein „Warum“ und ein „Wie“ gerungen wird. Hier meldet sich die „europäische Moderne“ mit allem Nachdruck, insofern hierin die „Geschichte des Neuen so nachzuzeichnen

ist, dass sich daraus gleichsam aus der Sache selbst die „Känologie“ als methodisch instruierter Wegweiser ergeben soll/te. Verf. macht vornehmlich drei inhaltliche Bezugfelder stark, anhand derer er zeigen will, dass, warum und wie die Frage nach dem „Neuen“ zunächst die jeweiligen Genesen (das genetische Moment) aufzuzeigen sind, um sodann zu jenen Konstellationen zu gelangen, die er/bzw. man als „Geltungsinstanz“ bezeichnet. Auch wenn man dies näher zu diskutieren hätte, startet Vf. cum grano salis mit der Europäischen Moderne, da hier „das Neue“ von der „Kreativität der Aufklärung“ über „die vollständige Subordination“ unter geltende Marktmechanismen getragen und zugleich herausgefordert wird. Spannend nimmt sich hier aus, wenn Vf. von einem „epistemologischen Grenzstreit“ zwischen Wissenschaft und Philosophie spricht, aber genau darin bzw. dadurch sein Thema, „das Neue“ auf den Plan gerufen sieht, was ihn wiederum berechtigt, von der „Methode der Känologie“ sprechen zu können.

Allerdings lässt gerade wegen der opulenten und nicht zuletzt auch Begeisterung heischenden Arbeit das Fazit des Vfs. die LeserIn ein wenig „verduzt“, um nicht zu sagen, ratlos zurück, wenn er am Ende schreibt: „Die letzte Konsequenz der ewiggültigen Antwort auf die Frage *Was ist das Neue?* muss Känologie schuldig bleiben. Sie schuldet es ihrem Phänomen. Känologie ist in diesem Sinne vielmehr konsequenzenfreies Philosophieren, da sie nur den dynamischen Momenten ihrer jeweiligen philosophischen, philosophiehistorischen und methodologischen Anleihen Beachtung schenkt. Sie sucht nach einem belastbaren Begriff des Neuen, der die Breite des Phänomens abdeckt, auch wenn damit der Begriff seiner Definition verlustig geht. Doch ist das Phänomen des Neuen augenscheinlich und offensichtlich derart variabel und dynamisch, dass, sobald nur einige wenige scheinbar paradoxe Aspekte des Neuen benannt werden, das Vorhaben undurchführbar und unsinnig ist, sagen zu wollen: *Das ist das Neue.*“ (325)

Durchführung und Beurteilung

Der Praxis der Durchführung eignet nun nicht nur ein Gespür für phänomenologisch instruierte Aufweisqualitäten, sie vermag auch die einzelnen Grundzüge in ihren wechselseitigen Bestimmungsformen und Korrespondenzen gegenseitig zu erhellen. Vf. fährt hierzu im wahren Sinne des Wortes breit angelegte Szenarien auf, die ihresgleichen suchen, die er aber gleichwohl benötigt, um die „Genealogie“ und, wenn man so will, auch „Geltungsinstanz“ seines Ansatzes plausibel zu gestalten. In 3 großen Kapiteln, die selbst wiederum elegant instrumentiert sind, wird zunächst (1.1.) die „Geschichte des Neuen“ vorgestellt, worin der „Begriff des Neuen“ vorsichtig genug und doch zugreifend in mehreren weiteren Abschnitten entfaltet wird. Die

klassischen Begriffe „Sein und Werden“ (1.2.) erfahren ihre jeweilige geschichtliche wie systematische Verortung, die eher perspektivisch denn sachlich sukzessive angelegt sind. In der Tat meinen etwa „Nietzsches Wiederkehr“ anderes als „Hegels Vermittlung“, wo ein Vergleich stets scheitern würde. Zugleich steht hier gleichsam im Hintergrund - und dies zieht sich in einer gewissen Konsequenz durch die Analysen hindurch -, dass „das Neue“ hier keineswegs im Gegensatz zu einem „Alten“ zu verstehen ist, sondern jeweils als Konstitutionsprozess selbst dasjenige zu erarbeiten sich anschickt, als was es sodann werden kann, wobei das „Werden“ jeweils selbst im wahren Sinne des Wortes allererst *wird*. In einer gewissen Konsequenz instrumentiert Vf. im Weiteren folgende Punkte, die jeweils wieder untergliedert werden: 1.3. Wissenschaftsgeschichte mit all ihren Kontinuitäten, Methodologien und Grenzen, gefolgt von „Fortschritt“ (1.4.), sowie mit 1.5. „Das Neue und das Letzte“, worin neben dem biblischen Kontext die Eschatologie sowie Totalität und Vorläufigkeit deutlich machen möchten, dass „das Neue“ auch das Älteste und Unvordenkliche nicht nur tangieren, sondern geradehin auf neue Weise diese beiden Parameter „auf neue Weise“ herausfordern.

Ein nicht unerhebliches, weil konstitutives Desiderat - nicht nur - von Kap. 1. erscheint mir darin zu liegen, dass zwar „die“ [oder eine?] Geschichte“ ihrer „Form“ nach gleichsam nacherzählt wird, nicht aber die Frage nach der „Geschichtlichkeit“ als solcher, also auch ihrer unterschiedlichen Verlaufsformen und Verständnisweisen thematisch, geschweige denn diskutiert wird. Geht es bspw., um dies nur anzudeuten, um die „philosophische Geschichtsschreibung“ mit Bezug auf die Geschichtsepochen (Antike, Neuzeit, Aufklärung, usw.), worin etwa spezifische und vorher so nicht gesehene Ereignisse, Umwälzungen, kulturelle Spezifizierungen und dergleichen mehr als „hauptsächliche Gestalter“ fungieren, oder ist es eher um eine „Bewusstseinsgeschichte“ zu tun, die ein genuines „Epochenbewusstsein“ etabliert - wie etwa „jüngst“ von der Moderne zur Postmoderne, deren anfängliche und scheinbar gegenseitige Kritik sich längst wieder beruhigt zu haben scheint? Überhaupt, wie wollen wir die vielfältigen „Postismen“ zuordnen, die allenthalben das Tagesgeschäft philosophischer Klärungsarbeit präludieren? Oder: Wie steht es mit der Unterscheidung von „Seinsgeschichte“ und/oder „Zeitgeschichte“? Oder, warum brauchen wir „Metaphern-Geschichte“, wo doch „Begriffs-Geschichte“ scheinbar schon alles „adäquat“ zu explizieren weiß? Gleichwohl, Vf. scheint mir solcher Rückfragen bewusst zu sein, worauf alleine schon seine überaus breit rezipierten AutorInnen ein Hinweis sein mögen. So stellt er schon in Abschnitt 1 seiner Arbeit „das Neue“ (néos) - dies der „temporale Aspekt“ - dem (kainós) als „qualitativer Aspekt“ so gegenüber, dass sich beide als sich gegenseitig bedingend, ja gar hervorbringend erfahren. Vf. ortet hierin den „weitreichendsten Analyserahmen“, der

nicht mehr einer „Wesensmetaphysik“ gehorcht, sondern einer „Werdensmetaphysik“ folgt. (Sh. hierzu auch „Fazit“ /Schlusskapitel, S.320ff.)

Mit 2. „Methode der Känologie“ - ich kann hier nicht die einzelnen Unterpunkte aufführen - versucht Vf. sodann die gewissermaßen intrinsischen Verwobenheiten von dialektischen und phänomenologischen Zugangsweisen so „ineinander“ zu führen, dass sie auf ihre gegenseitige Angewiesenheit hin zur Sprache gebracht werden. Hegel, Adorno, Husserl u.a. erfahren sich konzeptionell aufeinander zurückbezogen, d.h. dass ansonsten kaum gesehene strukturelle Affinitäten zu Mitarbeitern und Vorläufern der „Känologischen Methode“ aufsteigen. Inwieweit dies überzeugen kann, bliebe näher anzufragen, auch wenn diese Verbindungen „erneut“ den konstitutiven Zusammenhang von „Erster Person Singular“ bis hin zum „eingeschlossenen Dritten“ thematisch machen und erneut das Duett von „Subjekt und Objekt“ hervortreten lassen.

Etwas überraschend kommt sodann in Kap. 3 „Materialität der Känologie“ (S. 256 ff.) eine Art künstlerischer Denkperformance zu Wort, der gestaltende Qualitäten zu attestieren sind. „Kreativität“ (3.1.) im weitesten Sinne findet sich in Termini wie „Creatio ex nihilo“ ebenso wieder wie „Zufall“ und „Einfall“, (3.2: „Innovation“ (> „vor der Nutzbarkeit), „Ordnung und Organisation“ bis hin zum „Innovationsmanagement“, was bis „3.3. Die Ware Neues“ führt, worin „Produktion als verdinglichtes Neues“, Konsumation usw. thematisch werden.

Die vorliegende Arbeit schließt mit einem schon erwähnten „Fazit“.

Ich habe hier zunächst in Auszügen die einzelnen Punkte und Kapitel der Arbeit lediglich in ihrem Aufbau und teilweise auch hinsichtlich ihrer Argumentationsprofile nachzuzeichnen und darzulegen versucht. Die Gesamtgliederung erscheint insgesamt trotz ihrer vielen und in sich dimensionierten Binnenstrukturen konsequent und plausibel angelegt und nachvollziehbar. Aufgrund der Materialfülle, die sich mit dieser Thematik aufdrängte, hat sich Vf. in der Tat einer großen Aufgabe gestellt, die in einer einzigen Arbeit eigentlich nicht zu bewältigen ist, und dies gerade vor dem Hintergrund der Forschungsfrage, nicht nur nach „dem Neuen“, sondern dahingehend bezogen, dass „das Neue“ ja jeweils anders aussieht und dementsprechend argumentativ angelegt und auch „gestaltet“ sein will.

Ein Wort noch zur geradehin überbordenden Fülle der angeführten AutorInnen, die teils historisch, teils systematisch verortet werden. Ich kann hier die einzelnen Namen und die jeweils damit verbundenen philosophischen Konzeptionen nicht einzeln aufführen,

gleichwohl zeigen die jeweiligen Bezugnahmen des Vf.s die umfangreiche Belesenheit und Kenntnis der über die gesamte Denkgeschichte hinweg prominent vertretenen PhilosophInnen. Gleichwohl vermisst man vergleichsweise eine stärker gegenwartsbezogene sog. Sekundärliteratur, insofern sich dadurch der Vf. besser, weil (auch) zeitgenössisch verortet, a) in die aktuellen, sein Forschungsfeld betreffenden Diskurse einschreiben könnte, und b) sein eigener Ansatz dadurch forschungsmäßig gesehen in der Tat noch stärker aufhorchen ließe. (Wenn ich recht sehe, werden sehr viele AutorInnen und deren Beiträge aus einem schon älteren Tagungsbandband des XX. Deutschen Kongresses für Philosophie zitiert, den Günter Abel 2005 unter dem Stichwort „Kreativität“ herausgegeben hatte. Das soll kein Manko darstellen, zumal „Altes“ oder „Älteres“ ohnehin stets „neu“ zu lesen ist resp. es diese zu entdecken gilt. Um auch für diesen Zusammenhang dem Vf. nochmals das Wort zu geben: „Mit Ausnahme von Hegel, Husserl und Adorno, trachtet die Untersuchung nach keiner systematischen Exegese aller erwähnten Quellen und der ihrer AutorInnen sonstigen veröffentlichten Schriften. Diese Untersuchung zielt – und das kann nicht oft genug betont werden – auf die Sache des Neuen. Das Phänomen hat oberste Priorität, selbst wenn dabei ein Textauszug einer bestimmten Quelle andere Verwendung findet, als das im Gesamtwerk der betreffenden Autorin oder des betreffenden Autors der Fall sein mag; auch und gerade dann. Das Phänomen des Neuen ist im nachdrücklichsten und exklusivsten Sinne in das Sichtfeld zu rücken. Es gilt darum auch darauf hinzuweisen, welche Stimmen nicht zu Wort kamen.“ (Sh. Einleitung, S. 6)

Abschließende Bewertung

Die Arbeit von Herrn Hodec betritt in mehrfacher Hinsicht Neuland, und dies sowohl in thematischer, methodischer wie systematischer Hinsicht. Sein Ansatz einer philosophisch grundierten „Känologie“ erweist sich als hochanspruchsvoll, inauguriert er doch nicht weniger als einen in der Tat „neuen Weg“ innerhalb philosophischer Selbstverständigung zu beschreiten, der sowohl die klassischen Selbstverständnisse als auch deren Grenzen produktiv unterläuft und in Frage stellt. In dieser Hinsicht eignet dieser Arbeit eine Art Alleinstellungsmerkmal, dem man die verdiente Aufmerksamkeit in der Science Community wünschen darf. Dass dieses Unterfangen zugleich viele Gemüter in mehrfacher Hinsicht aufschrecken dürfte, liegt auf der Hand, zumal hier altgewohnte Denkweisen auf ihre Voraussetzungsbedingungen hin „in neuer Weise“ angegangen und befragt werden. Zugleich sind gleichwohl einige Desiderate zu konstatieren, die kurz skizziert sein wollen: 1) Der dialektisch wie phänomenologisch angelegte Analyserahmen ist allzu meist lediglich deskriptiv, manchmal auch bloß behauptend angelegt.

Aufgrund der Gesamtthematik mag dies verwundern, sollen doch „mit dem Phänomen des Neuen“ gerade die alteingesessenen Verstehens- und Verständigungsformen unterlaufen, bzw. auf ihre Genesis, ihr Werden hin aufgewiesen werden. „Beschreiben“ wäre hier zu wenig, setzte es doch das zu Beschreibende als schon Gegebenes voraus, wohingegen ein „Aufweisen“ und „Aufzeigen“ die LeserIn allererst in das (jeweilige) Phänomen resp. den spezifischen und konstitutiven Phänomenhaushalt hineinführte. Es ginge daher eher um ein „Er-schreiben“ (vgl. Jorge Semprun) denn um ein „Be-schreiben“. Termini wie „Werdensmetaphysik“ oder auch „kontinuierlich und nicht-kontinuierliche Wissenschaftsentwicklung“ zeugen hier von einer gewissen Sprachnot, auch wenn des Öfteren von „Kreativität“, „Innovation“, aber auch von „Management“, „Handlungsfolgen“, „Nutzbarmachung“, „philosophisch-historischer Methode“ und ähnlichem die Rede ist. 2) Selten konnte man in einer so hochanspruchsvollen Arbeit wie dieser große Namen der Philosophie wie etwa Hegel, Husserl, Adorno und viele viele weitere mehr, so in eine „Wechselwirkung“ gebracht sehen, dass dadurch „das Neue“, das „Werden“ von der „Dynamik des Neuen“ zehren könnten. Ein genealogisches Denken wiederum mit Nietzsche und (dem späten) Wittgenstein zu avisieren, dies - so sei gesagt - hat Esprit! Aber auch hier wirken diese Zusammenhänge und Denkpanoramen nicht so, als hätte man sie aufgewiesen. 3) Inhaltlich wie konzeptionell sieht sich der Leser unzähligen Redundanzen ausgesetzt, die teils holzschnittartig, teils kontroversiell aufgeföhren werden, was dem Gesamtanliegen der Arbeit nicht immer in der gewünschten und avisierten Weise zugute kommt.

Bei allen kritischen Einwänden bleibt gleichwohl festzuhalten, dass die vorliegende Arbeit sowohl konzeptionell wie sprachlich auf einem in der Tat hohen philosophischen Forschungsniveau agiert. Manch' einer wird hier und da mutmaßlich die gegenseitige Bedingungsstruktur von deskriptiver und normativer Argumentationsstruktur vermissen oder auch einklagen wollen, auch wenn sich eine „genuine Känologie“ diesem Ansinnen geradehin entziehen oder gar verweigern mag.

Hinsichtlich der Gesamtbewertung der vorliegenden Arbeit schwanke ich zwischen den Noten „sehr gut“ und „gut“, wobei ich trotz einigen Mängeln und Desideraten das Gewicht des großen und in der Tat innovativen Ausgriffs halber, verbunden mit der offenkundigen und philosophisch in der Tat herausfordernden „Neuheit“ dieser Thematik, in den Vordergrund stellen möchte.

Ich schlage daher für die vorgelegte Dissertationsarbeit von Herrn Marcus Hodec die Note „sehr gut“ vor.

Gesamtnote: „sehr gut“ (1)

Wichtige Anmerkung:

*Ich empfehle für die Drucklegung der vorliegenden Arbeit nachdrücklich
eine umfassende Überarbeitung im Sinne der im Gutachten avisierten Punkte.*

Wien, 29.09.2023

Univ.-Prof. em. Dr. Georg Stenger

